
Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris
(Institut historique allemand)
Band 15 (1987)

DOI: 10.11588/fr.1987.0.53008

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

MARTIN DINGES

MATERIELLE KULTUR UND ALLTAG –
DIE UNTERSCHICHTEN IN BORDEAUX
IM 16./17. JAHRHUNDERT

Die Alltagsgeschichte der Frühen Neuzeit findet in den letzten Jahren auch in der deutschen historischen Forschung zunehmendes Interesse. Auf verschiedenen Wegen nähert man sich – meist nach Rezeption angloamerikanischer und nun auch stärker französischer und italienischer Arbeiten – der »world we have lost« oder dem »fremden Alltag«¹. Untersuchungen von Familie und Kriminalität, Volkskultur und Aufständen haben sich dabei als besonders fruchtbare Zugänge erwiesen².

Demgegenüber wurde die »Sachkultur« fast ausschließlich von Volkskundlern erforscht³. Sie interessieren sich – disziplingeschichtlich naheliegenderweise – vorwiegend für die Diffusion und damit einhergehende Innovation im Bereich kultureller Objekte⁴. So haben die stark quantitativ orientierten Arbeiten der Münsteraner Forschungsgruppe um G. Wiegemann unsere Kenntnisse über die städtische und ländliche Wohnkultur in Nordwestdeutschland in den letzten Jahren sehr bereichert⁵. Ihr Verdienst ist es, sehr differenzierte Langzeitstudien vorgelegt zu haben,

- 1 P. LASLETT, *The world we have lost*, London 1971; R. van DÜLMEN, /N. SCHINDLER (Hg.), *Volkskultur – Zur Wiederentdeckung des vergessenen Alltags*, Frankfurt/M. 1984; H. MEDICK/D. SABEAN (Hg.), *Emotionen und materielle Interessen*, Göttingen 1984; P. BORSCHIED/H. J. TEUTEBERG, *Ehe, Liebe, Tod – Studien zur Geschichte des Alltags*, Münster 1983; BERDAHL/LÜDKE u. a., *Klassen und Kultur – Sozialanthropologische Perspektiven in der Geschichtsschreibung*, Frankfurt/M. 1982; J. KOCKA, *Zurück zur Erzählung – Plädoyer für historische Argumentation*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 10 (1984) S. 395–408; D. PEUKERT, *Neuere Alltagsgeschichte und historische Anthropologie*, in: H. SÜSSMUTH (Hg.), *Historische Anthropologie*, Göttingen 1984, S. 57–72; W. KASCHUBA, *Mythos oder Eigen-Sinn? Volkskultur zwischen Volkskunde und Sozialgeschichte*, in: JEGGLE/KORFF/SCHARFE/WARNEKEN (Hg.), *Volkskultur in der Moderne – Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung*, Reinbek 1986, S. 469–507.
- 2 Um nur einige Titel neben den in Anm. 1 erwähnten zu nennen: R. van DÜLMEN (Hg.), *Kultur der einfachen Leute*, München 1983; H. REIF (Hg.), *Räuber, Volk und Obrigkeit*, Frankfurt/M. 1984; E. CLAVERIE/P. LAMAISON, *L'impossible mariage*, Paris 1982; C. MECKSEPER/E. SCHRAUT (Hg.), *Mentalität und Alltag im Spätmittelalter*, Göttingen 1985 ist enttäuschend.
- 3 A. NIEDERER, *Volkskundliche Forschungseinrichtungen in den deutschsprachigen Ländern*, in: U. JEGGLE/I. CHIVA (Hg.), *Deutsche Volkskunde, französische Ethnologie*, Frankfurt/M./New York 1987, S. 44–68, 59; *Die archäologische Forschung beschäftigt sich stärker mit dem Mittelalter*.
- 4 G. WIEGELMANN, *Geschichte der Alltagskultur, Aufgaben und neue Ansätze*, Münster 1980; Th. SPOHN, *Veränderungen der Tischsitten im Spiegel bürgerlicher Inventare des 17. und 18. Jahrhunderts*, in: *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde* 30/31 (1985/86) S. 167–181.
- 5 G. WIEGELMANN, *Von der Querschnittanalyse zur seriellen Analyse. Arbeitsbericht des Projekts »Diffusion städtisch-bürgerlicher Kultur vom 17. bis zum 20. Jh.«*, in: *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde* 26/27 (1981/1982) S. 235–248. S. im einzelnen die Arbeiten von R. MOHRMANN, K. ROTH, U. MEINERS, D. BECKER, P. HÖHER und D. SAUERMAN; U. MEINERS, *Forschungen zur historischen Sachkultur*, in: *Der Deutschunterricht*, 39. Jg (1987) H. 6, S. 17–36.

die u.a. die Bedeutung der Parameter »Schicht« und »Ortsgröße« im Prozeß des kulturellen Wandels präzisieren. Demgegenüber bleiben die Hinweise von J. Kuczynski in seiner »Geschichte des Alltags des deutschen Volkes« wenig systematisch und beruhen weitgehend auf älterem Schrifttum⁶.

Im Zeichen der Annäherung von Geschichte und Volkskunde liegt es nahe, die spezifischen Forschungserträge beider Disziplinen für die Alltagsgeschichte zu nutzen und zusammenzuführen⁷. Es bleibt nämlich nach Lektüre der angesprochenen Arbeiten ein eigenartiger Zwiespalt zurück: Einerseits zeigt die Alltagsgeschichte und besonders die Volkskulturforschung die relative kulturelle Autonomie des Volkes, das mit zum Teil sehr komplexen »Strategien« seine Interessen zu wahren weiß⁸. Andererseits erscheint der kulturelle Wandel in den zitierten Untersuchungen zur Sachkultur als umfassender Prozeß von Imitation und Kulturfixierung, bei dem die individuellen Taktiken der »Konsumenten« weniger beachtet werden bzw. durch die Fragestellung von vorneherein ausgeschlossen sind. Die von G. Wiegmann angeregten Studien intendierten zunächst Grundlagenforschung und mußten deshalb die notwendige quantitative Erfassung in den Vordergrund stellen.

Insofern bleibt es ein Desiderat der volkskundlichen Forschung zur »Sachkultur«, die rein quantitative Orientierung zu überschreiten, um den individuellen »Taktiken« auf die Spur zu kommen. Desiderat der bisherigen alltagsgeschichtlichen Untersuchungen ist es demgegenüber, den Grenzen und Möglichkeiten »kultureller Autonomie« auch im Bereich der materiellen Kultur nachzuspüren.

Dieses Ziel kann ansatzweise erreicht werden, wenn man die quantitative Methode zum Ausgangspunkt nimmt, um die tatsächlichen Veränderungen der materiellen Kultur zu erfassen⁹. Dieser Zugang muß dann aber ergänzt werden durch Überlegungen zu den individuellen »Taktiken« der Benutzer und Käufer, die aus den kulturellen Angeboten einer jeweiligen Gesellschaft, zu denen auch die Haushaltsausstattungen gehören, eine Auswahl treffen.

Die Begriffe »Strategie« und »Taktik« werden im folgenden in Anlehnung an M. de Certeau verwendet, der sie so definiert: »Ich nenne Strategie die Berechnung des Kräfteverhältnisses, die von dem Moment an möglich wird, in dem ein handelndes Subjekt (ein Eigentümer, ein Unternehmen, eine Stadt, eine Wissenschaftsinstitution) von einer ›Umwelt‹ abgrenzbar ist. Sie (= eine Strategie) setzt einen Ort voraus, geeignet als ›Eigenes‹, der deshalb als Basis dienen kann für die Organisation der Beziehungen zu einer unterschiedenen Außenwelt (Konkurrenten, Gegner, Kundschaft, Forschungsziele und -objekte). Die politische, ökonomische und wissenschaftliche Rationalität entsprechen diesem Modell.

Taktik hingegen nenne ich eine Berechnung, die nicht auf ein ›Eigenes‹ zählen kann, demnach auch nicht auf eine Grenze, die den anderen als sichtbare Ganzheit

6 J. KUCZYNSKI, *Geschichte des Alltags des deutschen Volkes*, 6 Bände, Köln 1980–1985.

7 S. dazu die in Anm. 1 zitierten Veröffentlichungen von PEUKERT, BERDAHL, KASCHUBA, MEDICK.

8 MEDICK/SABEAN (wie Anm. 1); CLAVERIE/LAMAISON (wie Anm. 2); B. MÜLLER-WIRTHMANN, *Raufhandel, Gewalt und Ehre im Dorf*, in: DÜLMEN (Hg.) (1983) (wie Anm. 2) S. 79–111; G. LEVI, *Das immaterielle Erbe*, Berlin 1986.

9 Zum Begriff materielle Kultur s. J. M. PESEZ, *Histoire de la culture matérielle*, in: J. LE GOFF u. a. (Hg.), *La nouvelle histoire*, Paris 1978, S. 98–130, 101. Es wird hier keine bewußtseinsbestimmende Wirkung der materiellen Kultur angenommen, wie noch weiter unten ausgeführt wird.

unterscheidet. Die Taktik hat als Terrain nur den Ort des anderen. Sie schleicht sich bruchstückhaft ein, ohne den anderen in seiner Ganzheit zu begreifen, ohne ihn auf Distanz halten zu können. Sie hat keine Basis, auf der sie ihre Vorteile akkumulieren, ihre Expansion vorbereiten und eine Unabhängigkeit von den Umständen garantieren kann¹⁰.

Beim Umgang von Unterschichtsangehörigen mit der Sachkultur ihrer Zeit handelt es sich demnach um »Taktiken«. Dieses Verständnis des Umgangs mit Sachen impliziert gleichzeitig, daß die individuellen Wahlmöglichkeiten weitgehend determiniert sind¹¹.

Ein interessanter Versuch, sich der materiellen Kultur auf diese Weise zu nähern, ist die Studie von D. Roche über das Pariser Volk im 18. Jh.¹². Der Autor untersucht die Veränderung der Haushaltsausstattungen der Pariser Unterschichten differenziert nach Hausangestellten und Lohnempfängern. Dabei verfolgt er systematisch den Zusammenhang zwischen der Einführung neuer Objekte und der damit einhergehenden Veränderung sozialer Praktiken¹³. Anregend ist auch die Studie des amerikanischen Historikers O. Ranum: »Les refuges de l'intimité«¹⁴. Um der Entwicklung der Privatsphäre auf die Spur zu kommen, untersucht er mit »archäologischem Blick« die Haushaltsausstattungen der Frühen Neuzeit und schließt aus bestimmten Komponenten der materiellen Kultur auf die sozialen Praktiken, die die Konstitution des Privaten ermöglichen.

Ich werde im folgenden am Beispiel der Bordelaiser Unterschichten ebenfalls den Zusammenhang von materieller Kultur und Alltagspraxis darstellen. Da die materielle Kultur des 16./17. Jahrhunderts bisher nur wenig erforscht wurde, müssen dabei zunächst die Haushaltsgegenstände und ihre Ergänzung bzw. ihr Ersatz durch neue Objekte beschrieben werden. Die Diffusion neuer Gegenstände verweist jeweils auf Veränderungen sozialer Praktiken. Das vermehrte Auftreten von Stühlen als Ergänzung zu den Bänken z. B. ist alleine noch nicht sehr interessant, da nur eine Sitzgelegenheit durch eine andere ergänzt wird. Der Stuhl ermöglicht aber darüber hinaus neue Verhaltensweisen. Man kann sich alleine in eine Ecke setzen, man kann leichter – ohne die anderen wie auf einer Bank zu stören – vom Tisch aufstehen; man kann sich bei einem Gespräch am Tisch intensiver einem anderen zuwenden. Diese Anschlußwirkungen der Einführung neuer Objekte, mit denen das Erlernen neuer sozialer Praktiken einhergeht, werden zu beachten sein.

Die quantitative Auswertung der Nachlaßinventare ermöglicht weitere Zugänge zu alltäglichen Praktiken. Die Feststellung, daß manche Gegenstände in bestimmten

10 M. de CERTEAU, *L'invention du quotidien*, 2 Bände, Paris 1980, Bd. 1, S. 20f. (Übersetzung vom Verf.).

11 Diese begriffliche Differenzierung ist hilfreich, damit nicht die Bourdieuschen Kabylen und die Foucauldischen Großinstitutionen unter den gleichen Strategiebegriff subsumiert werden.

12 D. ROCHE, *Le peuple de Paris – essai sur la culture populaire au XVIII^e siècle*, Paris 1981.

13 Der quantitativen Tradition verpflichtet ist R. LICK, *Les intérieurs domestiques dans la seconde moitié du XVIII^e siècle d'après les inventaires après décès à Coutance*, in: *Annales de Normandie* 20 (1970) S. 293–316; gespannt sein darf man auf die quantitative Untersuchung von PARDAILLÉ-GALABRUN/CHAUNU zum *foyer parisien* (im Druck).

14 O. RANUM, *Les Refuges de l'intimité*, in: Ph. ARIÈS/G. DUBY (Hg.), *Histoire de la vie privée*, 4 Bände, Bd. 3, Paris 1986, S. 211–265, 211f.; s. im gleichen Band auch den traditionelleren Artikel von A. COLLOMP, *Familles, habitations et cohabitations*, S. 501–541.

Haushalten fehlen, wirft die Frage auf, wie sich denn diese Haushalte z. B. ohne Tisch beholfen haben. Mit Hilfe der Randbemerkungen der Notare in den Inventaren kann man wenigstens ansatzweise dieser »Ökonomie des Notbehelfs« auf die Spuren kommen. Sie war alltägliche Praxis all derer, die mit ihren begrenzten Geldmitteln nur einen Teil dessen anschaffen konnten, was der Markt an Haushaltsgegenständen zur Befriedigung der Grundbedürfnisse bereitstellte¹⁵. Die Lösungen der Unterschicht Haushalte für das Problem (zu) knapper Güter sind ein bisher noch wenig erforschtes Feld der Alltagsgeschichte¹⁶. Sie zeigen ein erhebliches Maß an kultureller Kreativität, das in der Forschung mehr beachtet werden müßte¹⁷.

Schließlich haben die Haushaltsgegenstände über ihren Gebrauchswert hinaus Zeichencharakter: Sie ermöglichen es, gesellschaftlichen Status, Wohlstand u.ä. zu zeigen¹⁸. So ist es nicht ohne Belang, ob in einem Haushalt lediglich die billigste Sorte Kerzenständer auf den Tisch gestellt oder ob ein teureres Material gewählt wird. Der Bronzekerzenleuchter zeigt dem Besucher sofort, daß sich die Besitzer etwas leisten konnten. Der Kauf dieses Gegenstandes kann als eine Taktik der Besitzer gedeutet werden, durch gezielte Auswahl aus der Vielfalt möglicher Distinktionszeichen das zu bevorzugen, das nach ihrer Vorstellung die Besonderheit ihres Haushaltes am besten herausstreicht. Diese Signalfunktion bestimmter Gegenstände muß von den Betroffenen bewußt gewählt worden sein, da sie eine höhere Geldausgabe verursachte, die bei der herrschenden Geldknappheit in Unterschicht Haushalten nicht zufällig ist. Auch hier führt die quantitative Auswertung der Inventare zu weitergehenden Fragestellungen kultureller Alltagspraktiken, die bisher wenig erforscht sind.

Schließlich soll der Zusammenhang der allgemeinen Wohlstandsentwicklung mit der Haushaltsausstattung der Unterschichten betrachtet werden. Dabei wird danach gefragt, ob die in Haushaltsgegenständen immobilisierten Ersparnisse sich analog zur allgemeinen Konjunktur entwickelten oder nicht. Größere Aufwendungen für die Befriedigung bestimmter Bedürfnisse könnten ebenfalls auf eine Veränderung kultureller Praktiken verweisen.

Diese Fragestellungen werden gleichzeitig für die verschiedenen Bedürfnisse behandelt, die sich in der materiellen Kultur manifestieren: Wohnen, Sich-vor-Kälteschützen, Essen, Schlafen etc.

*

Die Auswahl einer südwestfranzösischen Stadt bietet sich an, da im Süden Frankreichs in den Gebieten des geschriebenen Rechts das Notariat bereits im 16./17. Jh. so weitgehend entwickelt und seine Nutzung so verbreitet war, daß man dort auch

15 G. KORFF, Reparieren: Kreativität des Notbehelfs? in: Flickwerk – Reparieren und Umnutzen in der Alltagskultur, Stuttgart 1983, S. 13–16.

16 Das Problem formuliert zumindest ansatzweise V. HUNECKE, Überlegungen zur Geschichte der Armut im vorindustriellen Europa, in: Geschichte und Gesellschaft 9 (1983) S. 480–512, 489f.

17 KORFF (wie Anm. 15); CERTEAU (wie Anm. 10) Bd. 1, S. 75ff. im Kap. »Faire avec: Usages et tactiques«.

18 H. GERNDT, Kultur als Forschungsfeld, München 1981, S. 130; Kl. BEITL, Dinge als Zeichen, in: K. KÖSTLIN/H. BAUSINGER (Hg.), Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs, Regensburg 1983, S. 291–305, 294f.

die materielle Kultur der Unterschichten untersuchen kann¹⁹. Damit wird gleichzeitig eine Lücke in der französischen Forschung geschlossen und die deutsche Forschung, die wegen der ungünstigeren Quellenlage oft nur sehr wenige Angaben für diese Jahrhunderte enthält, sinnvoll ergänzt.

Als Unterschichten werden im folgenden die Schichten bezeichnet, die keinerlei Privilegien hatten²⁰. Sofern sie über ein kleines Vermögen verfügten, bestand es aus etwas Land, in wenigen Fällen auch einem Haus und etwas häufiger aus einigen Werkzeugen²¹. Dies gab ihnen jedoch keinerlei ökonomische Sicherheit während der häufigen Krisen des Ancien Régime. Die Ausbildung der Unterschichtsangehörigen beschränkte sich im besten Fall auf einige Jahre Schulbesuch und eine Lehre. Der Regelfall blieb aber bis zum 18. Jh. ein Anlernverhältnis. Die Unterschichten hatten in Bordeaux im 16./17. Jh. keinen formellen politischen Einfluß, und selbst die in den wenigen Handwerkszünften organisierten Meister wurden vom Stadtrat, dem sie nicht angehörten, lediglich nach dessen Gutdünken konsultiert. Alle anderen Unterschichtsangehörigen konnten sich nur in Aufständen und Krawallen – sowie über Klientelbeziehungen – politisch artikulieren. Handwerker, Bauern/Winzer, Hausangestellte und Tagelöhner bildeten in Bordeaux die Unterschichten. Nach den Geldaussteuern in den Heiratsverträgen müssen 80% der Stadtbevölkerung zu den Unterschichten gerechnet werden.

Die reichhaltigste Quelle für die Untersuchung der materiellen Kultur sind die Nachlaßinventare²². Sie wurden in Bordeaux von einem der vierzig Notare auf Antrag der Familie oder eines Gläubigers aufgesetzt²³. Der Notar verzeichnete im Haushalt des Verstorbenen alles, was auch nur einen geringen Wert hatte²⁴: So wurden selbst alte Holzstücke von Fässern mit erfaßt oder zwischen schmutziger und sauberer Wäsche im gleichen Aufbewahrungsmöbel unterschieden. Die Beschreibungen der Objekte durch die Notare wurden im 16./17. Jh. immer genauer. Der Blick der Notare präziserte sich also im Verlauf der Frühen Neuzeit²⁵.

19 J. BERNARD, *La pratique notariale à Bordeaux du Moyen Age au début des temps modernes (1235–1520)*, in: *Gnomon* 26 (1982) S. 23–40.

20 Zur Problematik des Begriffs s. H. MOMMSEN/W. SCHULZE (Hg.), *Vom Elend der Handarbeit, Probleme historischer Unterschichtenforschung*, Stuttgart 1981, Einleitung von H. MOMMSEN, S. 15; Zu allen folgenden Ausführungen vgl., wenn keine Einzelbelege aufgeführt sind: M. DINGES, *Stadtarmut in Bordeaux (1525–1675) Alltag, Politik, Mentalitäten*, Bonn 1988. Im folgenden wird die Arbeit mit Kapitel- und Tabellennummern zitiert, die in der Druckfassung beibehalten wurden.

21 Die genaue Aufstellung dieser »Vermögen« in DINGES (wie Anm. 20), Tabelle 44.

22 Zu den Nachlaßinventaren s. das Sonderheft der AAG-Bijdragen 23 (1980) und »Les actes notariés«, *Actes du Colloque de Strasbourg* 1978. Strasbourg 1979.

23 J. GASTON, *La communauté des notaires de Bordeaux 1520–1791*, Bordeaux 1913, S. 288 ff.; als Beispiel für diese Praxis: *Archives départementales de la Gironde* (zitiert als ADG) 3 E 13383, fo 202 (fo 202 ist als fo 202 recto zu lesen, nur verso wird extra ausgewiesen).

24 Die Verschleierung eines Teils des mobilen Vermögens gegenüber dem Notar ist u. E. ein Scheinproblem. Einerseits wurden die Nachlaßverzeichnisse in der Regel sehr schnell nach dem Sterbefall erstellt. Andererseits waren die potentiellen Erben dabei anwesend. Sie kannten den Haushalt meist sehr genau und hätten Widerspruch bei Unterschlagung eingelegt. So war denn Ehrlichkeit bei den Angaben die Regel. Ein typisches Beispiel ist die Witwe, die detailliert alle Verkäufe seit dem Tod des Gatten dem Notar angibt (ADG 3 E 3141, fo 33). Schließlich bestanden in Bordeaux auch keine steuerrechtlichen Gründe, Vermögen zu verschleiern.

25 Das stützt die Feststellung von Mandrou zur steigenden Bedeutung des Sehnsinns in der Frühmoderne; vgl. R. MANDROU, *Introduction à la France moderne*, Paris 1974, S. 81.

Aber die Bordelaiser Inventare weisen dennoch einige Lücken auf: Sämtliche Töpfereiwaren – bis auf ganz wenige große Stücke – fehlen ebenso wie kleine Geräte aus Holz und sehr geringe Lebensmittelvorräte, weil ihr Handelswert zu niedrig war. Diese Lücken sind besonders bedauerlich für unsere Kenntnis der Tischkultur (Holzbestecke) und der Ernährungsgewohnheiten.

Ein anderer Aspekt der Untersuchung der materiellen Kultur auf der Grundlage von Nachlassinventaren ist noch problematischer: ihre Repräsentativität. Selbstverständlich entgehen der historischen Forschung all die Unterschichtsangehörigen, die überhaupt keinen Besitz hatten und mit abgerissener Kleidung und ein paar *sous* in das Stadtpital aufgenommen wurden²⁶. Für die Haushalte, die etwas hinterlassen haben, waren die Kosten des Inventars ein Grund, den Notar nicht zu bemühen. Es kostete nämlich im 16. Jh. soviel, wie ein Tagelöhner im Weinbau an einem Tag, im 17. Jh. soviel wie ein Maurer in sechs Arbeitstagen verdienen konnte²⁷. Die Nachlassverzeichnisse waren also ziemlich teuer, was ihre Repräsentativität nach unten einschränkt. Dennoch zeigen die von mir untersuchten Quellen, daß auch sehr arme Haushalte solche Verzeichnisse aufstellen ließen. Nimmt man als Indikator die Anzahl der Gegenstände, dann läßt sich als untere Grenze der Besitz von 25 Objekten beobachten. Aber im Normalfall mußte der Haushalt schon etwa 50 Gegenstände besitzen. Auch nach dem Indikator Geldaussteuer entsprechen die untersuchten Verzeichnisse mit einer guten Streuung den untersten 80% der Heiratsverträge. Insgesamt sind die Nachlassinventare deshalb als repräsentative Quellen für die materielle Kultur einer breiten Unterschicht zu betrachten, auch wenn sie die Ärmsten der Armen ausschließen.

Die 101 ausgewerteten Inventare betreffen 26 Bauern/Winzer, 39 Handwerker (davon 22 Meister), zwei Hausangestellte und 14 andere Beschäftigte aus dem Dienstleistungssektor²⁸. Der Beruf von 20 weiteren Personen konnte nicht festgestellt werden. Es handelt sich dabei im wesentlichen um Witwen.

Um die Entwicklung über einen langen Zeitraum zu untersuchen, wurden drei Zeitabschnitte gebildet: Der erste betrifft im 16. Jh. die Jahre 1515 bis 1583, der zweite einige Jahre um 1600 (1596–1616) und der dritte einige Jahre um 1675 (1673–1683). Das Wohnumfeld in der 35 000-Einwohnerstadt Bordeaux war durch enge Straßen geprägt, in denen meist Gedränge zwischen Kutschen und Fußgängern herrschte. Diese Straßen waren bis auf wenige Ausnahmen nicht gepflastert. Da jegliche Kanalisation fehlte, verwandelten sie sich bei jedem Regen in Kloaken aus Schlamm, Abfällen und Exkrementen. Die Straßen waren auch nicht beleuchtet²⁹.

Die Häuser, meist aus Stein, seltener noch mit einer Fachwerkkonstruktion,

26 Archives municipales de Bordeaux (abgekürzt als AMBx) GG 1010–1030.

27 Es ist kein Bordelaiser Tarif vor 1717 bekannt, deshalb wurden hier die Gebühren aus der königlichen Gesetzgebung zugrundegelegt, in: F. A. ISAMBERT u. a., *Recueil général des anciennes lois françaises depuis l'an 420 jusqu'à la Révolution*, 29 Bände, Paris 1822–1833, Bd. 12, S. 838. Zu den Löhnen s. Tab. 13 in: M. DINGES (wie Anm. 20). Roche schätzt die Kosten für ein Inventar im 18. Jh. in Paris auf 20 Arbeitstage, vgl. D. ROCHE u. a., *Inventaires après décès parisiens et culture matérielle au XVIII^e siècle*, in: *Les actes notariés, Actes du colloque de Strasbourg 1978*, Strasbourg 1979, S. 233.

28 Liste der benutzten Inventare in: DINGES (wie Anm. 20) Anhang 2.

29 Angaben aus den Stadtratsprotokollen, AMBx BB 7–83. Für Bordeaux fehlt eine systematische Untersuchung des städtischen Wohnumfeldes. Einige Hinweise in: P. ROUDIÉ, *L'activité artistique à Bordeaux et en Bordelais et en Bazadais de 1453 à 1550*, 2 Bände, Bordeaux 1975. Vgl. allgemein:

hatten in der Regel zwei Etagen mit einem *chai* im Erdgeschoß. Dieser Lager- oder Arbeitsraum war sehr feucht, da die Bordelaiser Häuser – auf Sumpfgelände gebaut – keinen Keller kannten³⁰. Zwei Zimmer pro Etage waren der Regelfall. In manchen Häusern gab es Innenhöfe, über die man in Hinterhäuser gelangte. In diesem Hof befand sich dann meist ein Brunnen. Die Wasserversorgung wurde ansonsten durch öffentliche Brunnen sichergestellt, die schlecht unterhalten wurden³¹.

Auch die Häuser waren oft in schlechtem Zustand. Klagen über nicht ausgeführte Reparaturen, Löcher in den Dächern, zerstörte Treppengeländer, eingeschlagene Fenster und kaputte Schlösser finden sich in den Notariatsakten und in der Buchführung des Stadtsitals im Kapitel »Mieten«³². Nur wenige Häuser hatten Toilettenverschlüsse, die oft an den verschiedenen Bächen lagen, die durch Bordeaux flossen. Anderenfalls lagen die Aborte im Innenhof, wenn nicht dieser insgesamt als solcher genutzt wurde oder die Nachttöpfe direkt auf die Straße ausgeleert wurden³³.

Man kennt die Belegungsdichte dieser Häuser nur für den Vorort Saint-Seurin. Eine Volkszählung ergibt dort für das Jahr 1686 einen Durchschnitt von 1,6 Haushalten pro Haus, was etwa sechs Personen entspricht³⁴. Aufschlußreicher ist das Verhältnis zwischen der Anzahl der Haushalte und der Zimmerzahl in einem Haus. In Saint-Seurin bewohnten 197 von 444 Haushalten alleine ein ganzes Haus, aber mindestens 194 Haushalte hatten nur ein Zimmer zur Verfügung und mußten das Haus mit zwei anderen Haushalten teilen³⁵. Das entspricht in diesen Häusern einer durchschnittlichen Belegung von zwölf Personen. Die Beengtheit der Wohnverhältnisse wird noch deutlicher, wenn man die Anzahl der Bewohner in den Einzimmerhaushalten betrachtet. In diesem auch in Saint-Seurin häufigsten Fall teilten sich durchschnittlich drei Personen ein Zimmer, aber in manchen Zimmern wohnten bis zu neun Personen.

Der Einzimmerhaushalt war auch die Regel bei den Personen, deren Nachlaßverzeichnisse ausgewertet wurden. 80 % der Handwerker, Winzer und Kutscher lebten in diesen Verhältnissen³⁶. Dies ändert sich auch nicht im Verlauf des 16./17. Jahrhunderts. Die Beengtheit bleibt im ganzen Untersuchungszeitraum charakteristisch für die Wohnverhältnisse der Unterschichten.

J.P. LEGUAY, *La rue au Moyen Age*, Rennes 1984 und J.Cl. PERROT, *Genèse d'une ville moderne, Caen au XVIII^e siècle*, 2 Bände, Paris/La Haye 1975.

30 P. ROUDIÉ, *Bordeaux et la région bordelaise*, in: A. CHASTEL/J. GUILLAUME (Hg.), *La maison de ville à la Renaissance – Recherches sur l'habitat urbain en Europe aux XV^e et XVI^e siècles*, Paris 1983, S. 45–49 und 160–161.

31 AMBx BB 27 (ohne Foliotierung = o.f.), mai 1620; BB 24 (o.f.), 14. 6. und 12. 7. 1614; BB 32 (o.f.), 28. 4. 1629 und 23. 5. 1629; BB 34 (o.f.), zwischen 26. 6. und 27. 7. 1632.

32 ADG 3 E 7635, fo 235; 7636, fo 277; H suppl. VII E 8–20, Rubrik *loyers*.

33 AMBx BB 24 (o.f.), 12. 4. 1614; BB 34 (o.f.), 27. 7. 1632; zum Vergleich s. J.P. BABELON, *Demeures parisiennes sous Henry IV et Louis XIII*, Paris 1977, S. 82.

34 ADG G 1112; für Lyon vgl. O. ZELLER, *Les recensements lyonnais de 1597 et 1636*, Lyon 1983, S. 97ff., 139ff.

35 De facto muß man von mehr als der Hälfte Einzimmerhaushalten ausgehen, denn für 53 Haushalte sind die Angaben der *dizaniens* (Zähler) ungenau.

36 73 Haushalte mit einem Zimmer, 15 mit zwei, zwei mit drei, elf ohne Angabe. Ein deutsches Vergleichsbeispiel bietet Kl. SCHWARZ, *Der Bremer Wohnungsmarkt um die Mitte des 18. Jahrhunderts*, in: *Vierteljahreshefte für Wirtschafts- und Sozialgeschichte* 55 (1968) S. 193–213.

Man mußte folglich einen guten Teil des Alltags auf der Straße verbringen³⁷. Dort und in den schlecht isolierten Häusern traf man häufig die Nachbarn, von denen man fast alles wußte, wie sich aus den Zeugenaussagen in Prozessen entnehmen läßt. Es gab keinen abgeschlossenen Raum der Familie und wenig Intimität. Die gegenseitige Kontrolle war sehr stark³⁸.

Anhand der Zimmerzahl läßt sich eine erste soziale Differenzierung innerhalb der Bordelaiser Unterschichten feststellen. Nur einige Handwerker und Bauern verfügten über mehr als ein Zimmer, während keiner der Beschäftigten aus dem Dienstleistungssektor dieses Privileg genoß. Trotzdem blieben die mit mehr Wohnraum ausgestatteten Haushalte auch in ihrer Berufsgruppe jeweils Minderheiten. Aus den Quellen läßt sich entnehmen, daß nicht die Größe der Familie der Grund war, eine größere Wohnung anzumieten, sondern ein entsprechendes Einkommen. Man genehmigte sich also eine größere Wohnung, weil man es sich leisten konnte. Insofern zeigt die größere Zimmerzahl bei einigen Handwerkern und Bauern einen höheren Lebensstandard an.

Die Mehrzahl der Unterschichthaushalte lebte aber in Einzimmerwohnungen. Dieses Zimmer diente gleichzeitig als Küche und Schlafraum, Wohnzimmer und Spielbereich für die Kleinkinder. Diese noch nicht ausdifferenzierte Mehrfunktionalität der Räume ist ein Strukturelement des frühneuzeitlichen Wohnens³⁹. Lediglich in den Ober- und Mittelschichthaushalten setzte sich immer mehr die Tendenz zur Spezialisierung der Wohnräume durch⁴⁰. Insbesondere freiberuflich Tätige gliederten ein Arbeitszimmer aus (so z. B. die *étude* der Notare), Schlafzimmer und Küche wurden von einem für den gesellschaftlichen Verkehr genutzten Empfangsraum abgetrennt. Aber diese Tendenz verbreitete sich nicht vor dem 18. Jh. und erreichte die Unterschichten erst im 19. Jh., teilweise erst im 20. Jh.⁴¹. Im 16./17. Jh. sind die einzigen spezialisierten Räume in den Bordelaiser Unterschichthaushalten Abstellräume, in denen nicht mehr benutzte, beschädigte Möbel und Reste von Weinfässern aufbewahrt wurden. Diese *débarras* hatten aber weder Fenster noch Kamin und waren deshalb nicht bewohnbar. Die Einraumwohnung hatte immer mindestens ein Fenster, das mit Holzläden geschlossen wurde. Die Fenster waren aber nicht verglast. Stattdessen verwendete man in Öl getränktes Papier, das wesentlich billiger war.

Der Kamin hatte drei Funktionen: Er diente als Kochgelegenheit, als Heizung und abends auch als Lichtquelle. Die Kaminausstattung bestand im wesentlichen aus den

37 S. dazu A. FARGE, *Vivre dans la rue à Paris au XVIII^e siècle*, Paris 1979 und jetzt: A. FARGE, *La vie fragile*, Paris 1986, S. 153 ff. Siehe auch: N. und Y. CASTAN, *Vivre ensemble, ordre et désordre en Languedoc (XVII^e–XVIII^e siècles)*, Paris 1981, S. 9 ff. und passim.

38 Dazu FARGE (1986, wie Anm. 37).

39 F. BRAUDEL, *Civilisation matérielle, économie et capitalisme (XV^e–XVIII^e s.)*, 3 Bände, Paris 1979, Bd. 1, S. 240 ff. R. E. MOHRMANN, *Städtische Wohnkultur in Nordwestdeutschland vom 17. bis zum 19. Jh. (aufgrund von Inventaren)*, in: G. WIEGELMANN (Hg.), *Nord-Süd-Unterschiede in der städtischen und ländlichen Kultur Mitteleuropas*, Münster 1985, S. 89–155, bes. 91, 98 ff. Vgl. auch A. COLLOMP (wie Anm. 14) S. 507 ff., 516.

40 S. dazu RANUM (wie Anm. 14) und die Anm. 39.

41 S. z. B. F.-J. BRÜGGEMEIER, *Leben vor Ort – Ruhrbergleute und Ruhrbergbau 1889–1919*, München 1983, S. 51. H. J. TEUTEBERG, *Homo habitans. Zur Sozialgeschichte des ländlichen und städtischen Wohnens in Europa in der Neuzeit*, Münster 1985.

Feuerböcken und einer Aschenschaufel, beide aus Eisen. Die Feuerböcke sind im 16. Jh. und um 1600 in der Hälfte der Haushalte nachzuweisen, um 1675 in 70%. Nur ein Fünftel der Haushalte besaß im 16. Jh. und um 1600 eine Eisenschaufel, 1675 waren es drei Fünftel.

Diese Zahlen zeigen, daß selbst die elementaren Gerätschaften für das Feuer noch im 16. Jh. in vielen Haushalten fehlten. Statt der Feuerböcke wird man Steine verwendet haben. Diese Praxis, fehlende Haushaltsgegenstände durch Behelfslösungen zu ersetzen, ist ein Strukturmerkmal der materiellen Kultur der Unterschichten, dem wir noch häufiger begegnen werden. Der Herausforderung des Mangels mußte man ständig durch einfallsreiche Behelfe begegnen. Im Laufe des 17. Jahrhunderts kamen dann mehr Haushalte in den Besitz der »Grundausstattung« für den Kamin. Der materielle Fortschritt erlaubte in den Unterschichten aber nur die Diffusion notwendiger Gebrauchsgegenstände für das Alltagsleben. Auch 1675 blieben die Feuerböcke noch völlig schmucklos. Kupferknäufe blieben den Mittelschicht Haushalten vorbehalten, die mit einem so verzierten Feuerbock jedem Besucher sofort den Eindruck eines gehobenen Lebensstandards vermitteln konnten. Diese Möglichkeit, Wohlstand zu manifestieren, blieb der großen Mehrheit der Bordelaiser 1675 noch versagt.

In diesem Zusammenhang liegt die Frage nahe, inwieweit in den Unterschicht Haushalten überhaupt geheizt wurde. Das Holz war in Bordeaux relativ teuer und Heizen war nicht überlebensnotwendig. Die geringen Holzreserven in den Haushalten (in 5% der Haushalte im 16. Jh. und um 1600, in 10% um 1675) verweisen auf Käufe von Tag zu Tag und legen deshalb die Vermutung nahe, daß nur sehr wenig geheizt und das Feuer lediglich für die Vorbereitung der Mahlzeiten immer wieder entfacht wurde. Auch das »niedere« Personal des Stadthospitals – relativ privilegierte Lohnempfänger – erhielt lediglich während drei bis vier Wintermonaten etwas Holz für die Heizung⁴². Der gegenüber den Lebensmitteln geringere Anstieg der Holzpreise im 17. Jh. kann als Nachfrageschwäche gedeutet werden⁴³. Es spricht also vieles dafür, daß man wenig heizte und das Holz zum größten Teil für die Vorbereitung der Mahlzeiten verwendete. Um sich zu wärmen, konnte man auf billigere Lösungen wie warme Kleidung, Fußwärmer oder auch Bettwärmer ausweichen, die sich in manchen Haushalten finden. Diese Techniken waren preiswerter und in den schlecht isolierten Häusern auch wirksamer.

Für die Beleuchtung war man nicht nur auf den Kamin angewiesen. Kerzen waren ein gängiges Produkt⁴⁴. Nur ließ sich mit den 12,5 kg, die das »niedere« Personal im Stadthospital pro Jahr erhielt, nicht sehr viel Helligkeit in eine Wohnung bringen⁴⁵.

Aber die geringe Beleuchtung wurde kultiviert. Metallkerzenleuchter waren in den Bordelaiser Unterschicht Haushalten weit verbreitet. Die Hälfte bis zwei Drittel der Haushalte besaßen solche Kerzenständer, auf die man normalerweise eine einzige

42 ADG H supp. VII E 8, fo 160; VII E 15, fo 243, 257.

43 Die Holzeinkaufspreise des Hospitals St. André steigen von 1602 (Index = 100) bis 1672 auf 114,6, die Lebensmittelpreise auf 135.

44 ADG H supp. VII E 15, fo 251; 3 E 14803, fo 733–744; 3 E 4396, nach fo 1065.

45 Die Lohnangaben im Hospital sind die einzige verwendbare Quelle. Angaben zum Gesamtverbrauch der Stadt sind nicht überliefert. Zur Kerzeneinfuhr s. Chr. HUETZ DE LEMPS, *Géographie du commerce de Bordeaux à la fin du Règne de Louis XIV*, Paris 1975, S. 367.

Kerze steckte⁴⁶. Die anderen Haushalte müssen Tonkerzenständer benutzt haben, die in der Umgebung von Bordeaux produziert wurden⁴⁷. Das Fehlen aller Töpfereiprodukte in den Nachlaßinventaren erweist sich hier als Unsicherheitsfaktor für die Kenntnis der materiellen Kultur. Die Lücken in der Quelle lassen auch für die Nutzung von Kienspan nur Hypothesen zu: Geräte zur Befestigung von Kienspan werden zwar nie in den Inventaren erwähnt; ein Reisender aus der Zeit Ludwigs XIV. berichtet aber zumindest für das Pays de Buch (40 km südwestlich von Bordeaux), daß dort seine Nutzung gängig gewesen sei. Die Häuser der armen Leute seien vom Ruß dieses Beleuchtungsmittels völlig schwarz gewesen⁴⁸. Es ist also naheliegend, daß man auch in den Bordelaiser Unterschichthaushalten auf den Kienspan zurückgriff. Jedenfalls ging man in der Stadt nicht bei Sonnenuntergang ins Bett. Aus den Stadtgerichtsprotokollen geht eindeutig hervor, daß man abends noch ausging, Freunde und Familienangehörige empfing und auch in den Privathaushalten zusammen aß und gegebenenfalls feierte⁴⁹.

Die Materialien der Kerzenleuchter sind ein weiterer Zugang zu sozialen Differenzierungen innerhalb der Unterschichten. Kerzenleuchter wurden aus Bronze (einem teuren Metall), Kupfer und Messing (mittlerer Preis) und Zinn oder Eisen (billig) hergestellt. Während des ganzen Untersuchungszeitraums waren immer vier Fünftel der Kerzenleuchter aus den billigen oder mittleren Materialien. Die Bronze verschwindet nach 1600 aus den Unterschichthaushalten, während Eisen erst ab diesem Zeitpunkt auftaucht und 1675 bereits das am meisten verwendete Material ist. Nach dem Besitz von Bronzeleuchtern im 16. Jh. und um 1600 zu urteilen, sind wieder die Handwerkerhaushalte am besten, die Dienstleistungshaushalte hingegen am schlechtesten ausgestattet. Dieses Ergebnis wird auch durch die Inventare des Jahres 1675 bestätigt. Die Haushalte, die sich zu diesem Zeitpunkt noch die besseren Materialien (jetzt Kupfer und Messing) leisten konnten, waren vorwiegend Handwerkerhaushalte. Die Bronzeleuchter mit ihrer sozial distinktiven Funktion waren also genau den sozioprofessionellen Gruppen vorbehalten, die auch besser mit Wohnraum ausgestattet waren. Aber keiner der untersuchten Haushalte besaß Silberleuchter, die ein Zeichen für gehobenen Wohlstand blieben.

Anlaß zu aufwendiger Beleuchtung bestand jedenfalls in keinem der untersuchten Haushalte, um zu lesen und zu schreiben. Nur in einem der 101 Haushalte wird Buchbesitz erwähnt. Es handelt sich um einen verarmten Priester, der einen Kalender und ein Brevier besaß⁵⁰. Für drei Haushalte sind Papier oder Hefte für die Buchführung überliefert⁵¹. Allerdings kann man daraus nicht unmittelbar auf den

46 C. ARMINJON/N. BLONDEL, *Objets civils domestiques – vocabulaire typologique*, Paris 1984, S. 390ff. (mit Abbildungen).

47 Fr. DALEAU, *Chandeliers et mortiers en terre cuite*, in: *Société archéologique (de Bordeaux)* 17 (1892) S. 1–9, 1ff. Ich danke Herrn P. Regaldo für Informationen aus dem laufenden Forschungsprojekt zur Tontöpferei in Sadirac (Gironde), das er beim CNRS leitet.

48 F. RUES, *Description contenant toutes les singularitez des plus celebres villes, des places remarquables du Royaume de France*, Rouen (ohne Jahr, Zeit Louis XIV) S. 336.

49 S. z. B. in ADG 12 B 148, Urteil vom 2. 3. 1679 mit Zeugenaussagen von Th. Mondon vom 17. 2. 1679. Zu den häufigen Kneipenbesuchen sind die Memoiren des Glasers Ménétra aufschlußreich; vgl. D. ROCHE (Hg.), *Ménétra: Journal de ma vie*, Paris 1982.

50 ADG 3 E 2492, fo 46.

51 ADG 3 E 2491, fo 130; 3 E 4584, 2. fo 28; 3 E 3101, fo 5.

Ausschluß der Unterschichten von der Schriftkultur schließen, denn Flugschriften und Broschüren wurden wegen ihres geringen Wertes nicht in die Inventare aufgenommen, aber durch Vorlesen bekannt gemacht⁵². Trotzdem sprechen die Nachlaßinventare für eine relativ geringe Bedeutung des Gedruckten im Alltagsleben der Unterschichten. Die Schreibfähigkeit blieb Merkmal einer kleinen Minderheit, die im übrigen auch die Nachlaßinventare unterschrieb⁵³.

Die Beteiligung der Leseunkundigen an der Schriftkultur war nur dann möglich, wenn sie jemanden fanden, der ihnen vorlas. Diese Feststellung ist für die politische Kultur im frühneuzeitlichen Bordeaux sehr wichtig, weil die neueste Forschung über die Fronde die Bedeutung der Flugschriften stark hervorgehoben hat⁵⁴. Man kann bezweifeln, daß die Mehrheit der Bordelaiser ihren Inhalt zur Kenntnis genommen hat. Die berühmten »Gerüchte« während der Aufstände und Revolten dürften sich eher auf mündlichem Wege verbreitet haben; der Einfluß des Gedruckten auf diese Volksbewegungen bleibt noch nachzuweisen.

Für die Gesundheit und die Wiederherstellung der Arbeitskraft ist der im folgenden zu behandelnde Schlaf fundamental. Ein populäres Sprichwort drückte diese Erfahrung so aus: *Quand on est rompu, il faut bien passer par le lit*⁵⁵. Aber in den Bordelaiser Unterschichtshaushalten hatte nicht jeder ein Bett zur Verfügung. Im 16. Jh. und um 1600 mußte noch jeder fünfte Haushalt auf diesen elementaren Komfort verzichten. In diesem Fall schlief man auf etwas Stroh, das auf dem Boden ausgestreut wurde, wie z. B. ein Schreinermeister aus der Gemeinde Saint-Eloy⁵⁶. Diese schlechten Schlafbedingungen sind auch bei anderen Meistern, Gesellen und Winzern zu finden. Erst 1675 stand in jedem Haushalt ein Bett.

Dieses Bett mußten sich jeweils mehrere Personen teilen. Vergleicht man die Anzahl aller Betten und Wiegen in einem Haushalt mit der Zahl seiner Mitglieder, dann ergeben sich mindestens zwei Erwachsene und bis zu vier Kinder pro Bett⁵⁷. Aber dieser Mittelwert ist theoretisch, da die Betten nicht gleichmäßig in den Haushalten verteilt waren. Drei Erwachsene pro Bett oder gemeinsame Benutzung eines Bettes durch Kinder und Erwachsene waren deshalb keine Ausnahme. Die einzige Neuerung in den 150 untersuchten Jahren ist deshalb nur das Vorhandensein eines Bettes in jedem Haushalt. Man ist noch weit entfernt von einem individuellen Bett für jede Person.

Es handelte sich in Bordeaux um Himmelbetten, die meist aus Fichtenholz oder

52 R. CHARTIER, *Les pratiques de l'écrit*, in: Ph. ARIÈS/G. DUBY (1986, wie Anm. 14) S. 113–161, 153f.

53 Dazu allgemeiner: Fr. FURET/J. OZOUF, *Lire et écrire*, 2 Bände, Paris 1978.

54 Chr. JOUHAUD, *Les Mazarinades: La Fronde des mots*, Paris 1985; E. BIRNSTIEL, *Die Fronde in Bordeaux (1648–1653)*, Frankfurt/M. 1985. Im Gegensatz zu Jouhaud interessiert sich Birnstiel allerdings überhaupt nicht für die Frage der Rezeption dieser Flugschriften, sondern behandelt sie als Quellen für die realen Abläufe. Dieses Verfahren ist methodisch sowohl für die Überprüfung der Fakten unbefriedigend als auch für das Verständnis dieser Literaturgattung ungenügend. Vgl. dazu Chr. JOUHAUD, *Écriture et action au XVII^e siècle: Sur un corpus de Mazarinades*, in: *Annales Economie Société Civilisation* 38 (1983) Nr. 1, S. 42–64.

55 Fr. LOUX/Ph. RICHARD, *Sagesses du corps*, Paris 1978, S. 56.

56 ADG 3 E 7077, fo 409.

57 Die Berechnung ist problematisch, da die Anzahl der Haushaltsmitglieder nicht immer mit Sicherheit aus den Nachlaßinventaren erschlossen werden kann.

Nußbaum, selten aus Eiche gezimmert waren. Die Qualität der verwendeten Materialien verbesserte sich im Laufe der Zeit. Auch die Anzahl der Schmuckelemente wie z. B. gedrechselte Bettfüße nahm zu. Alle Betten mit solchem Schmuck waren vom Schreiner hergestellt worden. Die anderen Betten wurden im Haushalt selbst gezimmert. Der Notar beschreibt sie dann so: »Ein aus vier Brettern zusammengenageltes Bett auf vier Bettfüßen mit vier Stangen für den Betthimmel«⁵⁸. Der Anteil der vom Schreiner hergestellten Betten nahm zwischen 1525 und 1675 zu. Mehr Haushalte kauften also dieses Produkt auf dem städtischen Markt, was auf zunehmende Marktintegration und sinkende Bedeutung der häuslichen Produktion schließen läßt. Aber auch am Ende des 17. Jahrhunderts stellten noch 40% der untersuchten Haushalte ihre Betten selbst her.

Die Betthimmel hatten mehrere Funktionen: Sie isolierten gegen die Kälte und schufen zumindest etwas Intimität. Tagsüber konnten die stolzen Besitzer teurer Betthimmel den Besuchern einen gewissen Lebensstandard vorführen. Im 17. Jh. verwendete man zunehmend farbige Stoffe. Es handelte sich also gleichzeitig um eine nützliche und eine sozial distinktive Geldausgabe. Betthimmel befanden sich im 16. Jh. und um 1600 in der Hälfte, um 1675 in 70% der Haushalte. Ausgaben für Betthimmel, die ja nicht überlebensnotwendig waren, konnte sich also erst im 17. Jh. die Mehrheit der Haushalte leisten. Wenn man aber nicht in das Prestige investieren wollte, gab es zumindest für die Wärmeisolierung eine billigere Lösung. In den Haushalten ohne Betthimmel wurden zusätzliche Bettlaken um das Bettgerüst gespannt⁵⁹. Auch hier zeigt sich wieder, wie in der Kultur des Notbehelfs durch die entsprechenden Taktiken das Wesentliche – die Wärmeisolation – ohne den Aufwand erreicht wurde, teure farbige Stoffe aus *Bergame* anzuschaffen. Ergänzend kaufte man sich die billigen Bettwärmer, die zunächst in nur 7%, später (1675) in jedem dritten Haushalt vorhanden waren⁶⁰.

Auch die Ausstattung des Bettes weist im Untersuchungszeitraum Veränderungen auf. Im 16. Jh. verwendete man als Matratzen ausschließlich Federunterbetten. Sie waren sehr weich und isolierten gut. 90% der Haushalte besaßen diesen Gegenstand. Seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts begann man, zusätzlich mit Stroh- und Wollabfällen gefüllte Matratzen zu nutzen. Diese Neuheit setzte sich bis 1675 in fast allen Betten durch.

Die Bettlaken waren aus mehr oder minder grobem Leinen. Als Bettdecken verwendete man »weiße« Woldecken. Sie waren aus der billigsten, weil nicht gefärbten Wollsorte gewebt. Erst ab 1675 wurden sie durch gesteppte Oberbetten ergänzt.

Im Untersuchungszeitraum setzte sich auch das mit Federn gefüllte Kopfkissen in allen Unterschicht Haushalten durch⁶¹. Während es im 16. Jh. noch in gut einem Viertel der Haushalte fehlte, war es um 1600 in fast 90%, um 1675 in 94% der

58 ADG 3 E 3103, fo 581; siehe auch 3 E 7076, fo 94.

59 ADG 3 E 3173, fo 427; in einem anderen Inventar werden *linceul servant pour fermer* erwähnt, 3 E 3175, fo 1421^{vo}.

60 Preise in ADG 3 E 4095, fo 592; 7096, fo 249. Anderenfalls nutzte man aufgeheizte Steine. Vgl. dazu H. J. v. d. BRELIE, *Haus und Hof in den französischen Zentralpyrenäen*, Hamburg 1937, S. 70 und Fr. KRÜGER, *Die Hochpyrenäen*, 5 Bände, Hamburg 1935–1939, Bd. 1, S. 255.

61 Federfüllung ausdrücklich in ADG 3 E 8809 (o. f.), 2. 5. 1552; 8711, fo 180.

Haushalte vorhanden. Im Durchschnitt wurden zu jedem Zeitpunkt etwas mehr als zwei Kissen pro Inventar verzeichnet.

Ähnlich wie bei den Betten besteht auch bei der Bettwäsche der entscheidende Fortschritt in der Verbreitung des Lebensnotwendigen in allen Haushalten: Fehlte die Woldecke im 16. Jh. noch in einem Drittel und um 1600 in 10 % der Haushalte, so konnte sie 1675 jeder Haushalt sein eigen nennen.

Bett und Bettausstattung entsprachen etwa 50 % des Wertes des gesamten Hausrates, weshalb hier einige Preise genannt werden sollen. Das Holzgerüst des Bettes war mit 6 Livre (L) um 1600 relativ billig, während der Betthimmel etwa 15 L und die gesamte restliche Bettausstattung 30 L kostete⁶². Das entsprach sechs Monatslöhnen eines Arbeiters im Weinbau oder sogar dem Jahreslohn des Gärtners am Jesuitenkolleg⁶³. Die Geldaussteuer eines Fünftels aller Brautpaare, die 1675 heirateten, hätte bei etwa gleichbleibenden Bettpreisen nicht ausgereicht, um sich ein komplettes Bett anzuschaffen⁶⁴. Man versteht auf diesem Hintergrund besser, warum die Bettvorhänge auch 1675 noch in vielen Haushalten fehlten.

Außer den Betten standen wenig Möbel in den Unterschichtwohnungen: Ein Tisch, eine Bank, später auch Stühle und die Aufbewahrungsmöbel, die im folgenden untersucht werden. Die Truhe war im 16./17. Jh. das am weitesten verbreitete Möbelstück dieser Art. Sie wurde für die Aufbewahrung von Kleidern, Wäsche, Familienpapieren und manchmal auch von Geschirr verwendet. Da man nur wenig unterschiedliche Möbel hatte, war deren Funktion noch nicht sehr ausdifferenziert.

»Groß, mittel« oder »klein«, wie die Notare wenig präzise angeben, stand die Truhe in fast allen Haushalten. Nach der Anzahl der Truhen mit Schlössern muß man annehmen, daß das Sicherheitsbedürfnis um 1600 nach den Religionskriegen viel höher war als früher. Die Erfahrung mit Einquartierungen von Soldaten und Plünderungen auf dem Land scheint sich also auch in der Stadt niedergeschlagen zu haben. Möglicherweise verursachte auch die Zunahme des Bettels Unsicherheitsgefühle. Der Bedarf an abschließbaren Truhen hält sich dann bis 1675 fast auf dem erreichten Niveau.

Die Haushalte besaßen im 16. Jh. und um 1600 durchschnittlich drei Truhen, 1675 nur noch zwei. Diese Abnahme der Truhenzahl in den Haushalten wird nicht durch eine größere Ausführung aufgewogen. Der Grund ist vielmehr das Auftauchen neuer Möbel.

Es handelt sich um das *buffet* und das *cabinet*, die ebenfalls beide als unspezifisches Aufbewahrungsmöbel dienten. Der Unterschied zwischen diesen Möbelstücken besteht deshalb nicht in der Funktion, sondern in der Form⁶⁵. Das *buffet* hatte zwei nebeneinander liegende Türen, während sie beim *cabinet* übereinander angeordnet waren. Beide Schrankmöbel konnten auch mit einer Tür ausgestattet sein.

Für die Entwicklung der materiellen Kultur ist die Verbreitung dieser Möbel-

62 Die Preise in ADG 3 E 6318, fo 791; 3139, fo 541; 7096, fo 249; 14884, fo 603; 4095, fo 591.

63 S. dazu DINGES (wie Anm. 20), Tab 13.

64 Die Geldaussteuer der untersten 20 % der Paare überschritt nicht 50 L. Angaben auf der Basis von 242 Heiratsverträgen.

65 J. PERRIN in: Commission régionale d'Inventaire d'Aquitaine (Hg.), Vic-Bilh, Morlaas et Montanerres (im Druck). Die Bordelaiser Inventare bestätigen seine Hypothesen.

stücke recht interessant. Die *buffets* befanden sich im 16. Jh. und um 1600 in 16 % der Haushalte, um dann bis 1675 völlig zu verschwinden⁶⁶. Im 17. Jh. übernimmt das *cabinet* die Funktionen des verschwundenen *buffet* und auch der in weniger großer Zahl vorhandenen Truhen. 1675 hatte bereits die Hälfte aller Haushalte ein *cabinet*. Es war praktischer, weil es höher war: Um etwas wegzuräumen, mußte man sich nicht immer bücken wie bei der Truhe oder dem *buffet*. Außerdem war das *cabinet* relativ billig, da es durchgehend aus Fichtenholz gezimmert war, was seinen Kauf für Handwerker und Bauern erschwinglich machte. Es hatte nur einen Nachteil: Man konnte es nicht abschließen. Das dürfte einer der Gründe sein, warum es die Truhe nicht verdrängen konnte. Die materielle Kultur der Unterschichten war somit um ein neues Möbelstück reicher geworden. Je nach individuellen Bedürfnissen behielt man aber die Truhen wegen ihrer Abschließbarkeit für diese spezielle Funktion. Ein weiteres funktionsspezifisches Möbelstück in den Unterschichtshaushalten war der *vaisselier* für die Aufbewahrung und sichtbare Aufstellung von Geschirr. Die *vaisseliers* waren einfache Bretterkonstruktionen, die unseren heutigen Regalen sehr ähnlich waren⁶⁷. Dieses Möbelstück befand sich im 16. Jh. in 7 %, um 1600 in einem Drittel und 1675 in einem Fünftel der Haushalte. Diese Entwicklung – zunächst ein Anstieg, dann ein Rückgang in der Verbreitung – muß aus dem Auftauchen des *cabinet* erklärt werden. Dieses ermöglichte auch die Aufstellung von Geschirr, bot darüber hinaus aber auch andere Optionen und konnte folglich den *vaisselier* verdrängen.

Sehen wir uns nun den Inhalt der Aufbewahrungsmöbel an. Die Bettlaken nahmen dort einen sehr großen Platz ein. Die Braut brachte sie im Dutzend oder einem Vielfachen davon in den Haushalt ein. Die Anzahl der Haushalte ganz ohne Bettlaken sinkt im Untersuchungszeitraum, um dann 1675 unbedeutend zu werden. Betttücher müssen also immer als ganz wichtiges Ausstattungsstück betrachtet worden sein. 60–80 % der Haushalte hatten immer weniger als 20 Betttücher. Die am besten ausgestatteten Haushalte waren meist Handwerkerfamilien (14 von 18). Aber im Untersuchungszeitraum sank die Ausstattung mit diesem Gut bereits von durchschnittlich 17 Stück im 16. Jh. auf 12 um 1600 und 1675. Der Grund dafür dürfte in der Preisentwicklung liegen⁶⁸. Die genannten 17 bzw. 12 Bettlaken kosteten etwa soviel wie ein Bett mit Bettzeug und -himmel. Sie waren also ein erheblicher Posten im Eigentum eines Haushaltes. Der Besitz von über 20 Stück ist deshalb ein guter Wohlstandsindikator, der wieder die günstigere Situation der Handwerkerhaushalte zeigt.

Die restliche Haushaltswäsche – Servietten, Handtücher etc. – soll uns im folgenden beschäftigen. Dabei fallen vor allem Veränderungen der Qualität und der Verarbeitung auf. Bis 1600 sinken die beiden Parameter bei Servietten und Handtücher. Bis 1675 läßt sich dann nicht nur ein Ausgleich des Verlustes sondern eine

66 Die Bedeutung des Wortes *buffet* verändert sich im Laufe der Zeit. Im 16. Jh. scheint damit noch ein Möbelstück wie ein Tisch bezeichnet worden zu sein, das eine dicke Tischplatte und darunter ein Schrankfach mit zwei Türen hatte. Gelegentlich stellte man auf dieses Möbel ein Regal für das Geschirr. Das Verschwinden des Begriffs *buffet* muß nicht unbedingt den Wegfall der Sache bedeuten.

67 ADG 3 E 8363, fo 23; 1736 (o. f.) O, 7. cah., 1. acte, 17. 5. 1600; 4583, fo 128v^o.

68 Die einzigen Preise, die benutzt wurden, entstammen den Möbelverkäufen nach Inventarisierung. Sie sind also nur unter Vorbehalten verwendbar. Die Belegstellen in Anm. 62.

wesentliche Verbesserung beobachten. Auf lange Sicht waren die Haushalte 1675 also wesentlich besser mit diesen Gütern ausgestattet als im 16. Jh. Aber auch 1675 fehlten noch in jedem elften Haushalt Handtücher, so daß man sich mit Lappen behelfen mußte.

Die Tischdecken lassen Rückschlüsse auf die Tischkultur zu. Selbst wenn man davon ausgeht, daß sie nur an Sonn- und Feiertagen aus der Truhe geholt wurden, fällt ihre rapide zunehmende Verbreitung ab dem 16. Jh. doch auf. Zunächst nur in der Hälfte der Haushalte, sind sie schon um 1600 wie 1675 in 90% aller Inventare feststellbar. Es kann angenommen werden, daß hier ein Wunsch nach Verfeinerung der Tischkultur sichtbar wird, der möglicherweise eine Fernwirkung der *Civilité*-Literatur ist. Den Tisch mit einem Tischtuch zu bedecken, deutet ja eine Distanzierung gegenüber der reinen Nahrungsaufnahme an, die sich gut in den »Prozeß der Zivilisation« einfügt.

Hinsichtlich der Kleidung will ich mich hier aus Platzgründen auf einige kurze Bemerkungen beschränken⁶⁹. Bei der Lektüre der Inventare fällt zunächst auf, daß in keinem der 101 untersuchten Haushalte eine komplette zweite Garnitur genannt wird⁷⁰. Statt dessen finden sich in einem Verzeichnis ein paar Hemden, aber keine Hose oder Strümpfe, und in einem anderen ist das einzige genannte Kleidungsstück eine Bundhose. Aus den Nachlaßverzeichnissen muß man also schließen, daß die Betroffenen keine Kleider zum Wechseln hatten, denn es werden ansonsten selbst »abgerissene« Röcke oder »fast wertlose Hemden« aufgeführt⁷¹. Es kann sich also nicht um eine Lücke in der Quelle handeln, sondern der Kleiderbesitz muß tatsächlich sehr gering gewesen sein. Das hatte erhebliche Folgen für die Körperhygiene, und man kann sich die Frage stellen, an wen wohl der Stadtarzt dachte, als er anlässlich einer Pestwelle 1599 empfahl, häufig die Kleider zu wechseln⁷². In den Bordelaiser Unterschichtshaushalten war das jedenfalls unmöglich.

Der geschlechtsspezifische Unterschied zwischen einer großen Frauen- und einer kleinen Männergarderobe, den Roche für Paris im 18. Jh. konstatiert hat, ist für das 16. und 17. Jh. in Bordeaux nicht feststellbar⁷³. In Bordeaux waren die Frauengarderoben mit durchschnittlich vier bis fünf Kleidungsstücken genau so klein wie die der Männer.

Die Bekleidung war für beide Geschlechter nach Material und Verarbeitung sehr einfach. Nur ganz selten werden Schmuckbänder erwähnt und kein einziges Kleidungsstück aus den Inventaren wies Spitzen auf. Die verwendeten Wolltuche und Leinenstoffe gehörten zu den mittleren und unteren Qualitätsgruppen⁷⁴. In der Unterschichtkleidung spielte deshalb die Farbe eine große Rolle. Außer den als Mantel dienenden *capés*, die in dunklen Tönen gehalten waren, konnten alle Klei-

69 Detailbeschreibungen in DINGES (wie Anm. 20) Kap. 2.4.6.

70 Für die Hälfte der Haushalte ist gar keine Kleidung im Inventar verzeichnet.

71 ADG 3 E 9384, fo 435; 8794 (o. f.), 1. cah., 31. 7. 1529.

72 G. BRIET, Discours sur les causes de la peste survenue à Bordeaux cest an 1599 avec la preservation & curation d'icelle, Bourdeaux 1599, S. 22.

73 D. ROCHE (wie Anm. 12) S. 168 ff.

74 Z. B. *brin, bourre, toile grossière, reperon* s. zu den Stoffqualitäten G. ANTHONY, L'industrie de la toile à Pau et en Béarn 1750-1850, Bordeaux 1961, S. 31-35 und zu dem sonst nirgendwo erklärten *reperon*: les Ajhassons: Droguet, guêtres, cotillons -tissus et vêtements traditionnels en Saintonge, Matha 1976, S. 16.

dungsstücke jede beliebige Farbe haben. Da die Unterschichtangehörigen schon nicht durch Qualität der Stoffe mit den Reicheren in Konkurrenz treten konnten, verschafften sie sich somit zumindest dank der Farben die Möglichkeit, am gesellschaftlichen Spiel des Sehen-und-Gesehen-Werdens teilzunehmen.

Zur Vorbereitung auf dieses »Spiel« ist der Spiegel fundamental. Er erlaubt es, den kritischen Blick des anderen auf das äußere Erscheinungsbild der eigenen Person vorwegzunehmen. Es ist deshalb bemerkenswert, daß die früher zu teuren Spiegel 1675 in einem Fünftel der Haushalte auftauchten, während sie vorher nur im 16. Jh. in einem einzigen Nachlaßverzeichnis genannt wurden. Mit dieser sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts durchsetzenden Neuigkeit konnte sich auch in den Unterschichten eine neue Einstellung zur eigenen Person entwickeln. Sie ist möglicherweise mit einer der Gründe für die erheblichen Kleiderausgaben, die Roche dann für das »peuple de Paris« im 18. Jh. feststellte.

Auch die Pflege der Kleidung scheint im 16./17. Jh. noch keine große Rolle gespielt zu haben. Nur in vier Nachlaßinventaren werden Kleiderbürsten erwähnt⁷⁵. In allen anderen Haushalten muß man sich auf das Waschen mit Holzkohlenasche beschränkt haben. Dieser Waschvorgang, bei dem mehrfach heißes Wasser über das Tuch mit der Holzkohlenasche gegossen wurde, um so die nötige Lauge herzustellen, war sehr aufwendig⁷⁶. Es wurde deshalb selten gewaschen. Die Kleidung war dementsprechend verschmutzt. Sie zog Flöhe und anderes Ungeziefer geradezu an. Ein Großteil der Hautkrankheiten war auch ein Ergebnis der schlecht gepflegten Kleidung.

Auf dem Hintergrund des Kleidungs mangels in den Unterschichtinventaren versteht man besser die große Rolle, die die Kleidung in den frühneuzeitlichen Arbeitsverhältnissen spielte. So wurde in den Lehrverträgen ausdrücklich vorgesehen, daß die Eltern dem Jugendlichen Kleider mitgeben mußten⁷⁷. Während der weiteren Lehre und nach deren Abschluß stattete der Meister häufig die Gesellen mit Kleidung aus⁷⁸. Dank Lehre und Kleidung konnte dieser dann in das Berufsleben eintreten. Umgekehrt war unzureichende Kleidung häufig ein Grund, die Anstellung zu verweigern. Das veranlaßte z. B. das protestantische Konsistorium in Bordeaux häufig, seinen Bedürftigen die Kleider zu bezahlen, damit sie dann die vorhandene Arbeitsstelle überhaupt antreten konnten⁷⁹. Schließlich spielte die Kleidung auch bei Naturallohnzahlungen z. B. im Stadtspital eine große Rolle und ersetzte beim am wenigsten qualifizierten Personal völlig den Geldlohn⁸⁰.

75 Z. B. ADG 3 E 8794 (o. f.), 1. cah., 31. 7. 1529; 4584, 2. fo. 28.

76 Im einzelnen zu dieser Praxis P. JAKEZ HELIES, *Le cheval d'orgueil*, Paris 1982, S. 12. Danach wurde in der Bretagne auf dem Land noch im 20. Jh. nur zweimal jährlich gewaschen.

77 ADG 3 E 2493, fo 20, um nur ein Beispiel aus einem Lehrvertrag zu nennen.

78 ADG 3 E 2493, fo 172; 1952, fo 226: vorgesehen sind im Vertrag »neue Kleider von Kopf bis Fuß«.

79 M. DINGES, *L'assistance paroissiale à Bordeaux: rôle et fonction d'une institution sous-estimée*, in: *Actes du 110e. Congrès national des sociétés savantes, Colloque sur l'histoire de la Sécurité Sociale*, Montpellier 1985, Paris 1986, S. 91–99, 93; M. DINGES, *L'assistance paroissiale à Bordeaux à la fin du XVII^e siècle. L'exemple du consistoire protestant (1660–1670)*, in: *Histoire, Economie et Société* 5 (1986) H. 4, S. 475–507, 488, 495 ff.

80 ADG H supp. VII E 12, fo 140^{vo}, 195^{vo}; VII E 10, fo 167. Zur Rolle der Naturalanteile bei der Personalbezahlung s. a. M. DINGES, *L'hôpital St. André de Bordeaux: Objectifs et réalisations de l'assistance municipale au XVII^e siècle*, in: *Annales du Midi* N° 179 (1987) S. 303–330, 307.

Dieser Ökonomie knapper Güter entsprach die Wiederverwendung alter Kleider. Innerhalb der Familie änderte man die Kleider um. So erklärte eine Witwe dem Notar, als dieser das Inventar aufsetzte, daß sie die Kleider des verstorbenen Ehemannes behalten wolle, um sie für die Kinder umzuändern⁸¹. Kleidung wurde auch zwischen den Schichten weitergegeben. Häufig erhielt die Hausangestellte Kleider ihrer verstorbenen Arbeitgeber⁸². Diese Praxis erreicht das Niveau der Schriftlichkeit nur in den Testamenten, dürfte aber auch sonst z. B. als Gratifikation am Jahresende bestanden haben. Auf eine solche Kleiderschenkung könnte das einzige Seidenaccessoire zurückgehen, das in den Unterschichtinventaren in Bordeaux bei einer ehemaligen Hausangestellten erwähnt wird⁸³.

Nicht mehr tragbare Kleidungsstücke wurden an Bettler weitergegeben. So erklärte eine Witwe dem Notar, sie habe die »jämmerlichen Kleider ihres verstorbenen Gatten den Armen gegeben, weil sie nicht mehr benutzbar waren (*pour ne pouvoir rien servir*)«⁸⁴. Schließlich gab es in den Städten einen florierenden Altkleidermarkt, der z. T. bargeldlos als Tauschhandel abgewickelt wurde⁸⁵. Und was gar nicht mehr als Kleidung getragen werden konnte, wurde für die Papierherstellung als Lumpen nachgefragt⁸⁶. Wiederverwenden, Reparieren und Verwenden farbiger Kleidung waren in der Ökonomie des Notbehelfs wesentliche Taktiken der Unterschichtangehörigen, um kostensparend Grundbedürfnisse zu befriedigen und am gesellschaftlichen Spiel des Sehen-und-Gesehen-Werdens teilzunehmen⁸⁷.

Außer den Aufbewahrungsmöbeln standen in den Haushalten noch Tische und Sitzmöbel. Man benutzte keine festen Tische, sondern Tischplatten, die man auf Tischböcke auflegte⁸⁸. In den Haushalten, in denen diese *table à traiteaux* fehlte, konnte der Backtrog als Tisch benutzt werden⁸⁹. Auch diese Lösung für ein tägliches Bedürfnis zeigt wieder, wie in der Kultur der Armut fehlende Haushaltsgegenstände durch Einfallsreichtum ersetzt werden konnten.

Die meistgenutzte Sitzgelegenheit waren Bänke. Noch im 16. Jh. dominierte dieses Möbelstück in zwei Dritteln der Haushalte, aber bereits in einem Viertel der Inventare wurden auch Stühle genannt. Diese Holzstühle mit einer Sitzfläche aus Stroh ergänzten im weiteren Zeitablauf zunehmend die Bänke. 1675 gab es dann fast genau so viele Haushalte mit Stühlen wie mit Bänken. Dieser Entwicklungstypus entspricht der Diffusion bei Truhen und *buffets* bzw. *cabinets*. Man behielt ein älteres, weniger praktisches Möbelstück bei und ergänzte es nur sehr langsam durch modernere Lösungen. So waren die Bänke mit ihren Lehnen schwer und in einem

81 ADG 3 E 3101, fo 35.

82 Z. B. ADG 3 E 3141, fo 192.

83 ADG 3 E 6339, fo 1161.

84 ADG 3 E 10158, fo 638.

85 S. MERCIER, *Le tableau de Paris*, hg. von J. KAPLOW, Paris 1985, S. 189f., 192.

86 W. van RIESEN, *Les débuts de la papeterie charentaise*, Extrait des Bulletins et mémoires de la société archéologique et historique de la Charente, Angoulême 1985, S. 1–40, 1, 9. Die Lumpen reicherer Regionen und Stadtviertel wurden zu besserem Papier, die der ärmeren für die billigeren Sorten verarbeitet.

87 KORFF (wie Anm. 15) S. 15; zur Weiterverwendung von Essensresten s. J. P. ARON, *Sur les consommations avariées à Paris dans la deuxième moitié du XIX^e siècle*, in: *Annales E.S.C.* 1975, S. 553–562.

88 Daher der Ausdruck *mettre la table*.

89 ADG 3 E 7076, fo 110.

Raum nicht leicht umzustellen. Trotz der Vorteile der Stühle verdrängten diese aber nicht die Bänke. Andererseits können die sich zunehmend durchsetzenden Stühle als weiteres Zeichen für Modernität gedeutet werden. Sie ermöglichten dem einzelnen, unabhängiger seine Sitzposition zu wählen, ohne auf den Banknachbarn Rücksicht nehmen zu müssen. Damit waren sie eine Voraussetzung für die »Trennung der Körper«, die als wesentliches Merkmal des »Prozesses der Zivilisation« betrachtet werden kann.

Wieder waren die Handwerker am besten mit Sitzmöbeln ausgestattet, die Winzer und Bauern dagegen am schlechtesten. Bei ihnen bestand möglicherweise die Praxis, die Cazaurang noch für die 30er Jahre des 20. Jahrhunderts berichtet, im Stehen zu essen⁹⁰. Der Anteil der Haushalte ohne jegliches Sitzmöbel lag noch im 16. Jh. und um 1600 zwischen einem Drittel und einem Viertel, 1675 noch bei einem Fünftel. Die Hypothese liegt nahe, daß man sich in diesen Haushalten auf die Truhe setzte.

Die Küchenausstattung bestand zunächst aus dem bereits behandelten Kaminbesteck. Im 16./17. Jh. benutzte man zunehmend Grillspieße aus Eisen. Töpfe und Pfannen waren ebenfalls aus Eisen, seltener aus Kupfer. Außerdem wurden in der Küche sicher Tonwaren benutzt, die, wie bereits erwähnt, wegen ihres geringen Wertes nicht in den Inventaren erscheinen. Eisenpfannen werden in mindestens zwei Dritteln der Haushalte genannt und können deshalb als Grundausrüstung betrachtet werden. Die Töpfe konnten nur in den wenigsten Haushalten an einen Feuerhaken gehängt werden, sondern mußten direkt auf Dreifüße ins Feuer gestellt werden. Die einzigen in den Inventaren verzeichneten Bestecke sind »Topflöfel« aus Eisen, mit denen man also kochte. Da die Kamine nicht aufgemauert waren, kochte man praktisch auf dem Boden. Die Frauen mußten sich also ständig bücken, und nach 1675 dauerte es noch ein halbes Jahrhundert, bis zumindest die ersten Pariserinnen an einem Herd in aufrechter Haltung kochen konnten⁹¹.

In den Inventaren fehlt das Tongeschirr, so daß sich die folgenden Bemerkungen nur auf das Zinngeschirr beziehen. Das Standardzinngeschirr bestand aus fünf Elementen: Krügen, Platten bzw. Vorlegplatten, kleinen Schüsseln, Tellern und einem Salzbehälter. Die Krüge werden immer als Serie von Gefäßen genannt. Der Inhalt jedes kleineren Kruges entsprach dem folgenden Bruch der Ausgangsmenge ($\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$..). Der größte, aber selten genannte Krug faßte 2,2 l, während die Serie meist mit dem 1,1 Literkrug begann. Man verwendete diese Gefäße für den Kauf von Wein nach Tagesbedarf, denn nur 8% der Haushalte hatten eigene Weinreserven. Die Hälfte dieser Reserven bestand aus Wein zweiter Pressung, der also oft den guten Wein in der Volksernährung ersetzte⁹².

Die Zinnplatten mit durchschnittlich acht Teilen pro Haushalt gehörten auch zur Standardausstattung. Während ihre Zahl pro Haushalt im Untersuchungszeitraum leicht sank, stieg die Anzahl der Teller ständig an. Im 16. Jh. werden sie nur in der Hälfte, um 1600 in 73% und 1675 sogar in 85% der Haushalte verzeichnet. Man muß diese Entwicklung als wichtigen Wandel in der Tischkultur der Unterschichten interpretieren. Nicht mehr der Griff in die gemeinsame Schüssel war die dominierende Geste während der Mahlzeiten, sondern immer mehr Personen gewöhnten

90 J.J. CAZAURANG, *Alimentation en Béarn*, Pau 1980, S. 14.

91 ROCHE (wie Anm. 12) S. 146f.

92 S. dazu R. DION, *Histoire de la vigne et du vin en France des origines au XIX^e siècle*, Paris 1959, S. 473.

sich daran, aus einem eigenen Teller zu essen. Auch hier läßt sich also, wie bei der Nutzung von Stühlen und Spiegeln, eine Tendenz zur Individualisierung der sozialen Praktiken beobachten.

Die kleinen Zinnschüsseln waren bereits im 16. Jh. in Gebrauch. Ihre Verbreitung in den Haushalten sinkt aber leicht im 17. Jh. Sie wurden wahrscheinlich teilweise durch die Teller ersetzt, die auch tief sein konnten.

Die Suppe, die eher unserem heutigen Eintopf entsprach, wurde mit Brot aufgetunkt. Aber für die Mahlzeiten mit festen Nahrungsmitteln geben uns die Inventare Rätsel auf: Keinerlei Besteck wird verzeichnet, weder Messer noch Löffel oder etwa Gabeln. Trotzdem waren die Messer zumindest zur Vorbereitung der Mahlzeiten unabdinglich. Man muß deshalb annehmen, daß auch ihr Wert zu gering war, um in das Inventar aufgenommen zu werden. Bei den Mahlzeiten bestand möglicherweise die vom Land bekannte Praxis weiter, daß man das Messer bei sich trug und dann zum Essen aus der Tasche zog. Das Fehlen der Gabeln ist nicht verwunderlich, da dieses Besteck in Frankreich erst im 17. Jh. langsam am Hof eingeführt wurde. Als Löffel dürfte man Holzbestecke verwendet haben, die ebenfalls wegen ihres geringen Wertes nicht verzeichnet wurden. Das letzte Element der Standardzinnausstattung war der Salzbehälter, der zu jedem Zeitpunkt in 60 % der Haushalte genannt wird. In den anderen Haushalten dürften Holzbehälter zur Aufbewahrung des Salzes verwendet worden sein.

Über diese Standardausrüstung mit Zinngeschirr hinaus besaßen einige wenige Haushalte noch Zinnwasserkrüge und -soßenschüsseln. Diese Objekte verschwanden im Laufe des 17. Jahrhunderts aus den Haushalten, da man sie leicht durch billigere Tonwaren ersetzen konnte. Die gleiche Tendenz läßt sich auch bei der Standardausrüstung beobachten: Die Haushalte besaßen immer weniger Zinnobjekte (21 Stück im 16. Jh., 23 um 1600 und nur noch 17 um 1675). Der Grund liegt nicht in der Preisentwicklung, denn der Zinnpreis blieb im 16. Jh. stabil und sank sogar im 17. Jh. Es scheint sich vielmehr um eine Konsumentenentscheidung der Haushalte zu handeln, am Zinn zu sparen und das Geld für anderes auszugeben.

Der Wert der Küchenausstattung und des Zinngeschirrs zusammen lag um 1600 und um 1675 jeweils bei etwa 20 L. Diese für die Küche und die Mahlzeiten festgelegten Ersparnisse entsprachen vier Monatslöhnen des städtischen Installateurs oder 80 Arbeitstagen einer Wäscherin am Stadthospital⁹³.

Die restliche Küchenausstattung erlaubt einige Einblicke in die Entwicklung der hauswirtschaftlichen Produktion in einer frühneuzeitlichen Großstadt. So findet man noch im 16. Jh. in vielen Haushalten einen Backtrog, in dem der Brotteig geknetet wurde. Im 16. Jh. und um 1600 noch in der Hälfte der Haushalte, wird er um 1675 nur noch in einem Viertel der Inventare erwähnt. Diese Tendenz wird durch immer weniger Backgerät (wie Mehlsiebe) in den Haushalten bestätigt. Man muß daraus schließen, daß man in der Stadt immer seltener den Brotteig vorbereitete, um ihn nur noch zum Ofenbetreiber (*fournier*) zum Backen zu bringen. Statt dessen kaufte man das Brot direkt beim Bäcker.

Die gleiche Entwicklung läßt sich auch beim Hausschlachten beobachten, das bereits im 16. Jh. eine geringere Bedeutung hatte. Ohne den Backtrog, der bei der

93 S. Tab 13 in DINGES (wie Anm. 20).

Schweineschlachtung zum Auffangen des Blutes benutzt wurde, fehlte schon ein wesentlicher Teil der Ausrüstung. Das Verschwinden der *charniers*, also von Holzbehältern für die Aufbewahrung von Pökelfleisch, deutet in die gleiche Richtung⁹⁴. So wird man für 1675 mit nur noch 3% der Haushalte, die für das Hausschlachten ausgestattet sind, das Ende dieser Praxis annehmen können. Beide Tendenzen ergänzen sich zu einer stärkeren Abhängigkeit der städtischen Haushalte vom Brot- und Fleischmarkt.

Schließlich wurde in den untersuchten Haushalten auch immer weniger Flachs bearbeitet. Die Flachskämme und andere Geräte für das Flachsspinnen verschwanden bereits vor 1600 aus den Nachlaßverzeichnissen.

Diese Abschwächung hauswirtschaftlicher Produktion zeigt eine zunehmende Integration der Unterschichthaushalte in den städtischen Markt und Geldkreislauf. War dies auch ein Schritt in die Modernität, so ging damit doch gleichzeitig ein Stück Autonomie gegenüber kurzfristigen Preisschwankungen verloren. Aus dem Alltag verschwanden die hauswirtschaftlichen Praktiken. Ein stärkerer städtischer Lebensstil setzte sich durch.

*

Zusammenfassend fällt zunächst auf, daß die materielle Kultur von 1675 in vielem der Zeit um 1525 glich. Trotz einer Vielzahl von Änderungen bleiben wesentliche Strukturmerkmale erhalten: Die Haushalten besaßen nur wenige Möbel, für die Stoffe wurden die gleichen Materialien verwendet, und in den untersuchten 150 Jahren tauchten nur wenig neue Gegenstände in den Haushalten auf. Es handelt sich also um eine, wenn auch nicht unveränderliche, so doch nur sehr langsam sich entwickelnde materielle Kultur.

Sie bewahrt ihren Charakter einer Kultur des Notbehelfs: Man reparierte, änderte um und improvisierte weiter. Der Anteil der Objekte, die vom Notar als »alt«, »häßlich« oder »von geringem Wert« bezeichnet werden, war immer sehr hoch. Man hielt also lange an den gebrauchten Gegenständen fest und ist auch noch erheblich von der Pariser Situation am Ende des 18. Jahrhunderts entfernt, in der bereits manche Haushaltsgegenstände Wegwerfware waren⁹⁵.

Die Haushaltsausstattung war auch 1675 noch ganz überwiegend vom »Notwendigen« bestimmt, während für »überflüssige« Güter keine Mittel vorhanden waren. Die wichtigste Entwicklung war die weitere Verbreitung notwendiger elementarer Ausstattungen in den Unterschichthaushalten. 1675 mußten sich weniger Familien ohne Tisch behelfen, ohne Handtücher oder ohne Sitzgelegenheiten. Dieser Fortschritt wird nur in einer Untersuchung über einen langen Zeitraum sichtbar. Er war für den Alltag der Betroffenen aber erheblich. Die Durchsetzung des Notwendigen vollzieht sich vor allem im 17. Jh., während das 16. Jh. durch Stagnation geprägt ist.

Aber noch 1675 hatten die Unterschichthaushalte kein Geld, das in »überflüssigen« Dingen angelegt werden konnte: Der Bestand an Kleidern blieb spärlich, die Anzahl von Bettüchern sank und das Zinngeschirr wurde kleiner. Eine Minderheit verschaffte sich Zugang zum gesellschaftlichen Spiel »Sehen-und-Gesehen-Werden«

94 ADG 3 E 2491, fo 130. Der *charnier* hatte einen Deckel.

95 Vgl. dazu ROCHE (wie Anm. 12) S. 145f.

durch die Anschaffung eines Spiegels und viele durch die Verwendung farbiger Kleidung. Aber die Schriftkultur blieb noch jenseits der Reichweite der Unterschichten, was sich im französischen Südwesten erst im 18. Jh. zu ändern beginnt.

Die Entwicklung lief also weniger auf neue Formen kultureller Partizipation zu. Sie spielte sich vielmehr innerhalb einer Struktur ab, die bereits im 16. Jh. vorhanden war. Dabei ersetzte man selten Altes durch Neues, sondern fügte vielmehr Neues Vorhandenem hinzu. Man ergänzt den Bestand an Bänken durch Stühle, ohne erstere abzuschaffen. Man führt das *buffet* und später das *cabinet* ein, ohne die traditionelle Truhe, die als einziges abschließbares Möbel neuen Wert gewinnt, auf den Speicher zu stellen. Dieser kulturelle Wandel dürfte für die Zeitgenossen wenig beunruhigend gewesen sein, denn er verlief sehr langsam.

Auch die alltäglichen Praktiken entwickelten sich nur sehr gemächlich. Kochen blieb eine gebückte Tätigkeit, was sich erst im 18. Jh. mit der Einführung des Herdes änderte. Der Griff in die gemeinsame Essensschüssel während der Mahlzeiten wurde nur langsam durch das Essen vom individuellen Teller verdrängt. Und die größere Bewegungsfreiheit am Tisch kam mit der Verbreitung des Stuhls als Ergänzung der Bank nur im Rhythmus von Generationen voran⁹⁶. Individualisierung, wie sie über diese Haushaltsgegenstände und den Spiegel greifbar wird, setzte sich im 16./17. Jh. erst ansatzweise durch.

Die soziale Differenzierung innerhalb der Unterschichten – soweit sie aus den in Haushaltsgerät immobilisierten Ersparnissen ablesbar ist⁹⁷ – zeigt durchgehend, daß die Handwerkerhaushalte am besten, die Bauern/Winzer mittelmäßig und die Dienstleistungshaushalte am schlechtesten ausgestattet waren. Die Handwerker konnten offenbar am leichtesten Ersparnisse in Hausrat anlegen. Dabei fällt auf, daß die Untersuchung der materiellen Kultur nicht die Vorstellung vom größeren Reichtum der Handwerksmeister gegenüber den Gesellen bestätigt. In der untersuchten Stichprobe befinden sich gleichermaßen verarmte Meister und gut ausgestattete Gesellen.

Die Winzer/Bauern nehmen eine Mittelposition ein. Die naheliegende Erklärung dafür wäre, daß die Landwirtschaft weniger Erträge erbringt, die man in Haushaltsgerät anlegen konnte. Es ist aber auch denkbar, daß die Bauern sich weniger für einen städtischen Lebensstil interessierten, bei dem der kleine Wohlstand durch Kupferkerzenleuchter und aufwendige Betthimmel demonstriert wurde. Möglicherweise zogen sie es vor, Überschüsse in landwirtschaftliches Arbeitsgerät zu investieren. Für einen städtischen Handwerker hingegen war eine gehobene Wohnungsausstattung gleichzeitig eine Investition in seine Reputation, die bestimmte Kunden zu schätzen wußten. Die »Taktik«, in Hausrat zu investieren, war für ihn funktional.

Demgegenüber waren solche Wünsche, den Schein eines gewissen Wohlstandes zu erzeugen, für Dienstleistungshaushalte nicht realisierbar. Die ökonomische Unsicherheit von Berufen wie Packer, Kutscher, Hausangestellter oder Weiterverkäufer ließ offenbar die Verwendung von Ersparnissen für eine aufwendige Haus-

⁹⁶ Zu dieser Entwicklung ist die gängige Literatur zu den Stühlen wenig aufschlußreich, vgl. E. HOLM, *Stühle – Von der Antike bis zur Moderne*, München 1978.

⁹⁷ ROCHE (wie Anm. 12) S. 87. Bekanntlich ist der Rückschluß vom Möbelbesitz auf das allgemeine Lebensniveau unzulässig.

haltsausstattung nicht zu. Das Haushaltsbudget war durch die Ausgaben für Ernährung, Kleidung und Miete erschöpft.

Schließlich ist der Zusammenhang von materieller Kultur und langfristigen konjunkturellen Trends bemerkenswert. In Bordeaux läßt sich eine langfristige Stabilität des in Hausrat angelegten Kapitals beobachten. Preisbereinigt ist der Betrag um 1600 genau so hoch wie 1675 (nominal 139,5 L und 202 L). Auch innerhalb der Haushaltsausstattung sind keine wesentlichen Veränderungen feststellbar, wenn man von den größeren Ausgaben für Bett und Betthimmel, die von 23 % auf 36 % des Gesamtwertes der Ausstattung zunehmen, absieht. Wenn trotz dieser in Silberäquivalent konstanten Ausgaben für Hausrat Verbesserungen zustande kamen, dann lag das an den Kaufkraftgewinnen während des 17. Jahrhunderts. Genau so wie die ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wachsenden Geldaussteuern in den Heiratsverträgen der Unterschichten ist die verbesserte Haushaltsausstattung Ergebnis der »atlantischen Konjunktur«, die spätestens nach 1648 in Bordeaux zu beobachten ist. Sie schlägt sich bereits 1675 in den Unterschichtshaushalten mit gestiegenem Wohlstand nieder.

Die Anwendung des Taktik-Begriffs von M. de Certeau erweist sich als fruchtbare Methode. Die einzelnen Begriffskomponenten lassen sich gut im Alltag der Unterschichten wiederfinden. So fehlt den Unterschichtshaushalten tatsächlich eine »Basis«, die ihnen »die Unabhängigkeit von den Umständen garantieren« kann. Bereits die geringen Haushaltseinnahmen verhindern den Aufbau einer solchen »Basis«. Da der Kauf von Haushaltsgut eine Form des Volkssparens ist, wird es von den Eigentümern zur kurzfristigen Mobilisierung von Kapital genutzt. Die Haushaltseinrichtungen sind also ständig von Verkauf und Pfändung bedroht, was nicht zuletzt auch die vielen Haushaltsausstattungen zeigen, in denen so elementare Gegenstände wie Betten oder Feuerböcke fehlen. Auch »Vorteile« können immer nur »kurzfristig akkumuliert« werden, denn der kupferne Kerzenleuchter mit seiner sozial distinktiven Wirkung unterliegt ebenfalls dem Damoklesschwert der Pfandleihe, die ihn schnell aus dem Haushalt verschwinden lassen kann.

Der »Andere« ist im Alltag der Unterschichten auch keine »sichtbare Ganzheit«: Die materielle Kultur entwickelt sich unüberschaubar für die Zeitgenossen. Sie können immer nur mit Ad-hoc-Entscheidungen eine Auswahl treffen, die sich nicht als Strategie bezeichnen läßt. Sie übernehmen neue Elemente wie die Stühle unter Beibehaltung der Bänke und verfahren genauso bei *buffets* und Truhen. Man eignet sich also aus der unübersichtlichen materiellen Kultur seiner Zeit mal dieses, mal jenes an, ohne dabei »strategische« Entscheidungen zu treffen. Schließlich wird man einen frühneuzeitlichen Unterschichtenhaushalt auch nicht als ein »Eigenes« mit einer »Grenze« deuten können: Dazu mangelt es an Intimität und man lebt zu viel auf der Straße und unter den Blicken der Nachbarn.

So bleibt denn als wesentlicher Handlungsmodus im Alltag der Unterschichten beim Umgang mit der materiellen Kultur ihrer Zeit nur die Taktik: Das sind die Notbehelfe, mit denen man sich auf dem unüberschaubaren und letztlich fremdbestimmten Feld materieller Kultur mit einiger Kreativität durchschlägt und bestenfalls eine kalkulierte Auswahl von Distinktionszeichen trifft.

RESUMÉE FRANÇAIS

Au cours de ces dernières années l'ethnologie allemande a enrichi nos connaissances de la culture matérielle de l'époque moderne par de grandes études quantitatives sur le changement culturel. L'histoire sociale a fait découvrir les stratégies complexes du peuple permettant de réaliser ses intérêts. Pour s'approcher du quotidien il faut utiliser les apports de ces deux disciplines: la méthode quantitative et la notion de stratégie.

L'article se propose d'appliquer la notion de «tactique» de M. de Certeau à la culture matérielle du peuple bordelais aux XVI^e et XVII^e siècles. A partir des inventaires après décès on saisit les pratiques quotidiennes de se loger, dormir, faire la cuisine, s'habiller etc. On découvre une économie des expédients qui sait garder l'essentiel sans pour autant faire de grandes dépenses toujours limitées par des petits budgets populaires. Le changement culturel était toujours lent dans le cadre d'une structure déjà en place au XVI^e siècle. Il est caractérisé par la diffusion des équipements nécessaires, la quasi-disparition de la production domestique et l'individualisation des comportements.

Une version française de cet article comportant les données quantitatives a été publié dans le bulletin de la société archéologique de Bordeaux de 1986, t. 57, p. 85-94.